

Quellen verfaßte geschichtliche, von einem etwas schmalen Rahmen eingeschlossene Erzählung vom „Doktor Eysenbarth“. Da lernen wir die haarsträubenden Verhältnisse im Reichskammergericht zu Weylar, den tollen Theatrumbetrieb Eysenbarths und andere kulturhistorische Einzelheiten kennen, die Bedeutung der Novelle liegt jedoch in dem gut herausgearbeiteten Gegensatz zwischen dem tiefer und tiefer sinkenden Einäugigen und dem zu Reichtum und Ansehen gelangenden Hofokulisten und preussischen Rat, für den die Dichtung nebenbei eine Ehrenrettung wird. Reiche Novellenzyklen versprechen „Eingeschneit“ und „Brücken“ zu werden. Dort lernen wir im Gebirge in der „Entthauptung der Venus“ einen ganz im Kunstgeschichtlichen aufgehenden Dorfpfarrer, im „Meisterschuß durch die Mittelhand“ einen philiströsen Referendar und eine leichtlebige, leidenschaftliche Kunstschützin kennen, hier werden wir in die luxuriöse Wohnung einer gefeierten Schauspielerin und in ein exklusives Palais der Reichshauptstadt geführt und lassen uns von allerlei „Brücken“ d. h. Küßen erzählen, von einer folgenschweren Kußhand beim Einzuge der deutschen Krieger in Paris, vom derben Jan Bart und seinem zierlichen Schätze, ja wir fahren sogar u. a. mit dem alten leibhaftigen Teufel in einem D-Zug-Abteil und lassen uns in symbolischer Form durch psychische Tiefen führen. Die große Novelle „Das Fürstengrab“ führt wieder aufs Land, wir nehmen teil an der Entdeckung und Öffnung eines Jahrtausende alten Hüttengraves, mehr noch greift uns die Erweckung einer schon begrabenen Jugend in der „alten“ Jungfer Alma von Vieting ans Herz. Eine von Engelhardts besten Novellen. Tief wirkt auch „Die Tsuba“, die trotz ihres exotischen Titels echt deutsch und sogar Heimatnovelle ist. Die letzte Liebe des Romantikers Novalis und die rührende Treue der schönen Natalie vergift der feinsinnige Leser nicht gleich; auch das Zeitkolorit ist unaufdringlich und klar wiedergegeben. Das zarte biographische Stimmungsbild „Zwischen Tag

und Traum“ und die zwei famosen Humoresken „Wie Zeppelins Reford durch Mister John Kaystone geschlagen wird“ und „Posthaller un Dichterfärscht, E bedeftamer Beitrach zur Fehdefilochie un Oderschen Schtadjeschichte“ seien wenigstens erwähnt, ehe wir uns seinen Romanen zuwenden.

Mit dem Roman „Auf schwankem Grunde“ hat, schrieb nach der Lektüre des Manuskripts ein rheinischer Kritiker, „Engelhardt ein Kunstwerk geschaffen, das in spannender Weise, in straffer Form ein italienisches Zeitgemälde von ebenso schillernder Koloratur wie erschütternder Tragik bietet. Meisterhaft reiht er Begebenheit an Begebenheit, und ebenso meisterhaft wird vor unsern Augen das Gräßliche abgespielt, das Hunderttausenden das Leben kostete und die ganze Kulturwelt in Schrecken versetzte. Es wäre dem Autor zu wünschen, daß mit diesem Romane auch für ihn, nach langen entbehrungsreichen Jahren auf schwankem Grunde, eine feste und sichere Zukunftsepoch e anbrechen möchte.“

Wir haben diesem Urteile nur wenig hinzuzufügen. Der Roman ist aus einem Gusse, ward er doch unter dem Eindruck des furchtbarsten Erdbebens innerhalb weniger Wochen erfunden und ausgeführt. Daß er bis zum heutigen Tage noch keinen Verlag gefunden hat, daran wird man später gewiß noch manche geistreiche Betrachtung anschließen. Um gerecht zu sein, müssen wir freilich hinzufügen, Engelhardt hat dies wie manches andere Werk höchstens drei Verlegern angeboten und dann keinem mehr.

Der Roman „Ultimo“ setzt sich im Gegensatz zu der oberflächlichen Spielhagenschen Novelle gleichen Titels ein düsteres Eheproblem. Die Gatten Lucie und Hugo kommen immer mehr auseinander, weil er eine allzu derbe und sie eine allzu feine Natur ist. Bevor die Vorgeschichte sich ganz aufrollt, scheint es überhaupt rätselhaft, daß so verschiedene Seelen sich vereinigen konnten. Nun wird seine Derbheit zur Brutalität und ihre Fein-

heit zur Krankheit, mithin eine Katastrophe unvermeidlich. Wie sie nun, durch die Nächsten wider Willen und durch Umstände beschleunigt, hereinbricht und die unhaltbare Ehe zerschlägt, das bildet den roten Faden innerhalb der abwechselnden Begebenheiten, Naturbilder und Seelenstimmungen. Ich wünschte nur das Küssen der Frühvollendeten durch Urban ausgemerzt; besonders ergreifen die einen feinabgewogenen Kontrast bildende Einschlußnovelle des Amerikaners, die Steinbruchszenen gegen den Schluß und die endgültige Trennung Irenes von Hugo. Mit welchem Geschick ist die ganze Handlung auf einen einzigen, noch dazu quasi historischen Tag aufgebaut! Eine Kürzung mancher Gespräche könnte unseres Erachtens nicht schaden.

Große Künstler kommen immer anders. In dem (zur Zeit noch nicht ganz ausgestalteten) Roman „Cecilia da Moro“ führt uns der Dichter in die italienische Renaissance, in die Viberrepublik zur Zeit ihrer höchsten Blüte. Wir sind beim Empfange der Königin Cornaro dabei, nehmen teil an märchenhaften Festen, an unheimlichem Klosterleben, am bacchantischen venezianischen Karneval, lernen den berühmten Giorgione intim kennen, genießen die starke, abenteuerliche Zeit in vollen Zügen. Man weiß nicht, soll man mehr das kulturhistorisch treue Kolorit oder mehr die Phantasielraft bewundern, ein heißer Atem gesunder Leidenschaft geht durch das Ganze und muß es vielen nahebringen.

Wenn Thoma, dem es in den Anfängen denn auch keineswegs so schwer geworden ist, als wie manche annehmen, kühnlich behauptete, der echte Künstler habe kein Martyrium durchzumachen, so lehrt uns Engelhardts direkt aus dem Leben geschöpfter großer Anderstroman unaufdringlich und doch unabweisbar das Gegenteil, zeigt, welchen Umwegen und Stürmen unter Umständen ein sehr großer heutiger Künstler ausgesetzt ist, solange er nicht allgemeinen Ruf genießt. Der Anderstroman hat seine eigene Geschichte, die hier eingehend

zu entwickeln zu weit führen würde. Die „Umwege der Jugend“ hießen früher „Ernst Anderst auf der Flucht“ und kamen als solche im Herbst 1907 in den Buchhandel. Nun litt dieser Fluchroman zweifellos an mancherlei Ungeschicklichkeiten, zeigte deutlich, daß sein Verfasser sich bis dahin mehr dramatisch als episch ausgebildet hatte, flocht gar zu kühn Vergangenheit und Gegenwart durcheinander und führte zu einem mehr verblüffenden als befriedigenden Interimschluß. Diese Fehler entschuldigen jedoch keineswegs das Totschweigen, wie es von einer Reihe Zeitschriften geübt wurde, es merkten denn wenigstens einige vorurteilslose Männer, daß hinter diesem Werke „auch Einer“, ein Zukunfts-kraftiger stand.

In der Tat, wenn man dem umgearbeiteten Werke unbedingt Weite, Reife und Tiefe der Darstellung und Weltanschauung zugestehen muß, so enthielt doch schon die erste Fassung alle wesentlichen Momente, zeigte auch im Dialog an nicht wenigen Stellen schon Meisterschaft. Besonnene Kritik rühmte bereits am Fluchromane, er sei „auf deutsch erzählt“, entwickle vor uns „wirkliche Menschen und wahre Gefühle“, sei „auch in hohem Maße beachtenswert als Beitrag zur Kulturgeschichte unserer Zeit“, die Schilderungen seien „zum Teil von außerordentlicher Schönheit“. „Ein Buch, das seine Empfehlung verdient“, mancher werde bei der Lektüre „mehr als einmal Grund zu bedächtigem Kopfwiegen und nachdenklichem In-sich-gehen finden“, „ein vorurteilsfreier Leser wird an dem bunten, abwechslungsreichen Gemälde, an der natürlichen Sprache, an der fast strengen Sachlichkeit seine Freude haben. Ein Kulturhistoriker späterer Zeiten könnte sich daraus Belehrung über die Gegenwart holen“. Die werden zweifellos künftige Kulturhistoriker besonders aus „Umwege der Jugend“ schöpfen und, falls der zweite Anderstroman, „Künstlerstürme“, das hält, was die „Umwege“ versprechen, wird man dereinst Engelhardts Ernst neben Goethes Wilhelm und Kellers Heinrich stellen. Ein

größeres Lob wüßte ich nicht für einen Entwicklungsroman. — Biographische Romane zu schreiben ist bedenklich! Da zeigt sich untrüglich, ob der Verfasser Weite und Tiefe hat. Stülgebauer und Otto Ernst haben denn da auch ihre Flachheit gezeigt — und haben doch bezeichnenderweise mit „Krafft“ und „Semper“ große Zeiterfolge eingeharnt, wozu bei „Krafft“ die Kellame und bei „Semper“ Drolerie und schöner Humor des 1. Teils stark eingewirkt haben mögen. Wenn die Kränze der Moderomanciers hinter Spinnweben verstauben, dann erst wird Engelhardts Aderst seine nachhaltigsten Erfolge erringen. Ebenso seine besten Dramen.

Engelhardts Dramen sind recht ungleich im Wert. Die lange Jambentriologie „Rhos der Jüngere“, der „Saul“ mit seiner stellenweise faszinierenden Knappheit, das Fragment „Kurusch“ mit stimmungsreichem Naturalismus und die lyrischen Szenen „Helena in der Unterwelt“ sind Jugendwerke, die der Dichter wohl nie drucken lassen wird. An „Silvesternacht“ hingegen sollte er die Feile reiben und es dann nicht länger vorenthalten. Mit der Unbekümmertheit und Leidenschaft, die manchen Jugendwerken Genialer eignet, wagt der Poet hier Ungeheuerliches, und es gelingt ihm. Mysteriendrama, das ist — ich finde keine passendere Bezeichnung — das richtige Wort für diesen Einakter, der von grandiosem Barock strotzt und durch unser deladentes, blasirtes, artistisches Zeitalter in kühner Naivität hindurchgeht. Mit gleicher Kühnheit ging unser Dichter an die Tragödie „Reidmar“, dessen Held mit Luther disputieren sollte, während Satanas im Vatikan statt der Theurgie die Dämonurgie empfehlen und uralte Naturgeister um noch mittelalterlich gebundene deutsche Bürger wirken sollten. Das Werk gebietet bisher nicht über tausend Bausteine hinaus, nur ein Stück bietet ein geschlossenes Bild: dem Zweifler Reidmar erscheinen Erzengel und stimmen einen Lobgesang an, er aber versteigt sich in schwärzesten Pessimismus, bis er schließlich elegisch sich der Mutter Erde zu Füßen wirft.

In konzentriertester Form präsentiert sich dann die laute Schönheit in dem Dreiaakter „Orplid“, welchen aufs Feinste Prolog und Epilog einschließen. Der Streit Lodurs und Widofs um Herz und Hand der holdseligen Königstochter Groa ist ja zweifellos klassizistisch behandelt, aber prachtvoll klassizistisch. Es ist ein edles Seelendrama, von dem selbst ein alterfahrener Intendant gestand: „Orplid ist ein Werk voll hoher poetischer Schönheit, die ebenso in dem Adel des Ausdrucks und der hohen Lebensweisheit wie in der bilderreichen Phantasie der Sprache erkennbar ist.“

Auf dies schlanke Versdrama folgte das breite, knorrige, historische Prosastück „Irminul“, die kräftige Umarbeitung einer älteren Jambentragödie. Große Volks- und Hofszenen, gemütvolle Familienszenen entfalten sich, der glorreiche Kaiser Karl der Große muß uns seine Schwächen zeigen, muß seinen sächsischen Freund bekämpfen und vernichten. Eine imposante Leistung des damals vierundzwanzigjährigen Dichters. Trotzdem in ihr das Religiöse einen viel zu breiten Raum einnimmt, könnte sie mit gewaltigem Erfolg über die Bretter schreiten.

Die Geschichtstragödie von „König Kurzmantel“, erst in Versen von höchstem lyrisch-epischem Schmelz, dann in fast derber Prosa abgefaßt, gebietet heidemale in Folge mancher Lebensmühsere nicht über den dritten Aufzug hinaus.

Recht unbedeutend nimmt sich neben solchen Werken „Das zerbrochene Klinglein“ aus, ein bescheidenes Lustspiel, im Dialog nicht ungewandt, im Übrigen weder erschütternd noch fehlerlos. Man möchte dem Verfasser das Mercksche Wort zurufen: „Solchen Quark mußt du künftig nicht mehr schreiben, das können die andern auch.“

Als Siebenundzwanzigjähriger schrieb er das bürgerliche Trauerspiel „Unter uns“, ein Werk aus einem Gusse, so lang und so kurz, wie Dramaturgen es wünschen, von der ersten bis zur letzten Szene in Atem haltend. Das traurige Geschick der „verhalten feurigen“ Luise Hüf würde

manchen Theaterbesucher im Innersten ergreifen, das Stück könnte ein „Schlager“ sein, — aber die drei Bühnenleiter, denen es vor Jahren vorlag, haben sicher es gar nicht gelesen.

Kein Schlager, doch ein psychologisches Kabinettstück ist der Einakter „Gepa“. Hier kommt der stark norddeutsche Einschlag in Engelhardts Natur besonders kräftig hervor, mit dem Vorwurfe „krankhaft“ sind Gepa und ihr Abschied vom Leben so wenig abzutun wie Lucie Badendieks Zartheit. Es gibt solche Menschen, deshalb sind sie darstellungswert, ihr Schöpfer ist darum noch lange nicht defakent.

Daß Engelhardt kein Defakent ward, zeigt sein folgendes Werk, die Wikingertragödie „Der Stieffsohn“. Hier gelang ihm, was er im ersten „Kurzmantel“-fragment vergeblich erstrebte, eine Verschweifung des echt Dramatischen mit möglichst hoher Einzelschönheit, der klassischen Linie mit der romantischen Farbe. Kein schwächliches Aus- und Umbiegen, keine Theatralik, kein sanftes Seelengenügen, hier waltet eiserne Notwendigkeit, hier schreitet echte Leidenschaft durch die Akte, und im Kontrast zu den kernigen deutschen Tatmenschen steht die sanfte Gestalt des indischen Mönches Mommir. Zwei diametral verschiedene Kulturwelten hat Engelhardt hier verschlungen: jugendfrisches Germanentum und vormittelalterlichen Orient samt der Blüte des Buddhismus, und in der Ferne sehen wir verfallendes antitrömisches Imperium und aufblühendes Christentum.

Bezeichnender Weise geht unser Dichter oft aufs Zykliche aus, in Lyrik und Rätseln, in Novellen und Dramen, er liebt eben die Umkreisung sich verwandter Kreise, ja auch die Umspannung heterogener Elemente. So will und so wird Engelhardt einen Zyklus germanischer Königsdramen schaffen. Im „Stieffsohn“, in ferneren Skizzen und im Gespräch zeigte er mir, daß er erkannt hat, worauf es hierbei in erster Linie ankommt. Haben viele gar zu kühn das Historische umge-

bogen, so sind anderseits Freiherr Gumpfenberg mit seiner dialogisierten Geschichte und jener Gelehrte und Dichter mit seinem Wort „Gott dichtet besser vor, als der Mensch nachdichten kann“ in bezug auf Dramatik auf dem Holzwege, denn es kommt hierbei auf die Dichterische Wiedergabe zentraler Geschichts- und Kulturerscheinungen an. Noch mehr als bei Epen.

Engelhardts kleines episches Triptychon „Brunhild“ ist gewiß anmutig, in seinen Abweichungen von der Sage interessant, doch nicht zwingend, und trotzdem wir sogar den persönlichen Einschlag wahrnehmen zu können glauben, fehlt dem Werkchen gerade das was dieser Stoff fordert, heroische Größe.

Auch in „Hedwig und Fro“ wurde ein alter Sagenstoff tief verändert. Wir wollen dies dem Dichter nicht ankreiden, der Held des Epos mag ursprünglich sogar ein huldreicher blonder Germanengott gewesen sein, aber — es ist die jahrhunderte alte bekannte Geschichte nicht mehr, Engelhardts Epos bietet etwas ganz anderes. Mit Wolffs Bänkelsängerei ist es natürlich gar nicht zu vergleichen. Welch realistischer Humor und Poesie lebt in den sonst als unrealistisch verschrienen Hexametern! Das Beste bleibt die ethische Vertiefung, die in Fro vor sich geht.

Welches Übermuts, welcher Derbheit und Schalkhaftigkeit unser Poet fähig ist, lehrt sein „sehr ernstes“ Epos „Das blaue Jahr“, von dem leider bisher nur der erste Gesang, „Der blaue Monat“, gedruckt vorliegt. So würdig steif das Werk anhebt:

O Muse, zäume mir den Pegasus  
Und heb mich in den hohen feinen Sattel!“,

so behaglich amüsanter entwickeln sich in 80 gutgebauten Stanzas die Erlebnisse zweier kleinstädtischen Bettlern in der Reichshauptstadt. Natürlich verlieren sie sich auf der Ringbahn, Theobald verliebt sich in eine Puppe und verlobt sich mit einer raffinierten Sirene, umarmt betrunken einen Gaslichtpfahl usw. usw. Hervorzuheben ist,

daß die kleine Dichtung trotz ihres Stoffes nicht „pikant“, sondern gesund wirkt.

Besonderen Wert legen wir auf das Biebermeier- und Kleinstadtepos „Bäckermeister Braune“. Es steht in der ganzen Weltliteratur einzig da, ein Gemälde der Familien des Dichters, streng geschichtlich und doch echt poetisch. Wie Menzel uns in die friderizianische Epoche urecht hineinführt, als habe er selber sie erlebt, so führt uns Engelhardt hier ins Leben seiner Vaterstadt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Zahlreiche, peinlich genaue Stadt- und Familienstudien liegen dem Werke zu Grunde. Dieser blauäugige nordthüringer Bäckermeister und Poet dazu, Landwirt, Stadtverordnetenvorsteher, Weinbergbesitzer, Kirchenrat und Patriot Braune, der Vater von Engelhardts Mutter, war der Typus einer leider aussterbenden Sorte reichbegabter und harmonisch entwickelter Kleinstadtväter. Aus gemüthlicher Enge steigt die minutiöse Dichtung auf und klingt schließlich weit, ja machtvoll national aus. Hier hat der Enkel dem Großvater ein Ehrenmal gesetzt.

Sein gewaltigstes Epos wird der Torso „Faust“. Ja ein Faust, aber einer, der den Goethischen so wenig zu scheuen braucht, daß er sich sogar an ihn anzuschließen vermag; aus der tiefen Einsicht heraus, daß ein Faustdichter und sein Publikum um den Goethischen doch nicht herumkönnen, schuf er einen wahrhaft genialen doppelten Anschluß an diesen, er schildert die Jahre Fausts, die Goethe verschweigt, sein greiser, augenschwacher Held sagt im Vorsang:

Eh' Grabesnacht bis in mein Auge flort,  
Eh' König Tod mich Herrscher jäh durchbohrt,  
Will ich den Pergamenten übergeben  
Bericht aus meinem langen Wanderleben,  
Bericht aus jener Jünglings-Manneszeit,  
Die mir nun rätselsüß und märchenweit.  
Schön ist das Alter, hat es Schaffensschwung,  
Du bist noch schöner, Frau Erinnerung.

Mehr zu sagen verbietet sich, da bisher nur der

erste Teil des Werkes gedruckt vorliegt und auch noch starke Umänderungen erfuhr. Grandios ist die Sprache, uroriginell die Art, wie Faust zum „Alleswissen, Alleskönnen und Allesgenießen“ kommt. Ich profetize, daß diese Dichtung dereinst zu den tiefsinnigsten Schöpfungen nicht nur der deutschen, sondern der ganzen Weltliteratur gerechnet werden wird, — freilich vielleicht erst in Jahrzehnten und wohl gar auf einem Umwege durchs Ausland! So ist ja nun leider in Deutschland und wird noch lange so bleiben. Jeder Schaffende will wirken, muß wirken wollen. Als die reifsten Dichtungen aus Goethes Mannesjahren nur einen eng beschränkten Kreis Vollverstehender und rüchhaltlos Anerkennender fanden, wandte der Große sich mehr und mehr den Naturwissenschaften zu. So gerät auch unser Dichter immer mehr ins wissenschaftliche Fahrwasser und findet zu unserem Bedauern schon seit drei Jahren fast gar keine Zeit mehr zum Spinnen poetischer Fäden.

Zu Schillers 150. Geburtstage brachte noch aus seiner Feder der „Rechtshort“ den Essay „Morturi immortales, auch eine Kulturbetrachtung“ eine kurze, zusammenfassende und in seiner Wahrhaftigkeit geradezu erschütternde Schilderung, wie blöd und gemein Deutschland noch immer, nein erst recht seine Dichter behandelt. Die Zustände sind nicht etwa übertrieben dargestellt, sie sind, wie der Eingeweihte weiß, stellenweise noch viel schlimmer. Kritiker und anerkannte Talente wollen das freilich nicht Wort haben, sie, die Ungenialen plappern den vielgebrauchten einfältigen Gemeinplatz „Ein Genie bricht sich schon Bahn“ immer wieder, genau so wie ein bekannter amerikanischer Multimillionär immer wieder schmunzelnd versichert, es sei doch in der Welt ganz nett zu leben! — Wer hört dagegen nicht den Frankfurter Philosophen murmeln: „Ruchlose Optimisten!“ . . . . .

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, hier alle Abhandlungen Engelhardts zu besprechen. Nebenbei wollen wir erwähnen, daß er auch an einer streng historischen